

Egon Schott

WINNETOU UND DIE HUANAKUNA

Ein
Rifland
Reiseabenteuer



**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Logo und Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-68984-998-6

Hinweis zur KI-Nutzung:

Das Cover und das Deckblatt (Seite 1) dieses Buches wurden mit Unterstützung von künstlicher Intelligenz erstellt.

Corunha, Kapitän der brasilianischen Armee, begleitet die Expedition, um für sein zukünftiges Amt als Indianerkommissar Erfahrungen zu sammeln. Von der Einzigartigkeit der Dschungellandschaft gepackt, beabsichtigt er, seine Indianerstation im Xingu-Gebiet zu errichten.

Tschi-schi ist ein rätselhaftes Indianermädchen, dem Rifland im Inselgewirr des Xingu begegnet. Das junge, außerordentlich hübsche und wohlgestaltete Mädchen spricht überraschenderweise perfekt Englisch. Sie gibt an, ihr Vater wäre ein Weißer namens Kingsley. Rifland bekommt die Denkungsart dieses Mannes bereits zu spüren, noch ehe er ihn kennt. Er findet mitten im Dschungel eine Falle, die darauf schließen lässt, dass dieser Mann Forschungsreisende von seinem Gebiet abzuhalten versucht. Er hat sich zum Anführer eines alten Indianerstammes namens Huanakuna emporgeschwungen, dessen Spuren bis in die Inkazeit zurückreichen müssen.

Jack Blaß, ein Flugzeugführer mit allen Vorzügen und liebenswürdigen Fehlern eines jungen Amerikaners, ist Riflands Dschungelpilot.

Dr. Hofer, der Expeditionsarzt, ist Österreicher und hat bereits mehrere Expeditionen ins Amazonasgebiet begleitet. Dank seiner gründlichen wissenschaftlichen Kenntnisse entdeckt er die tödliche Gefahr der Sumpfgaszone gerade noch rechtzeitig.

Combu ist ein junger, halbzivilisierter Negerhäuptling aus dem belgischen Kongo und ein treuer Diener Riflands. Seine unfreiwillige Komik wirkt immer wieder erheiternd.

Ponto ist ein vom Oberlauf des Xingu stammender, halbzivilisierter Indianer und der schlaue Verbindungsmann der Zanzahändler zu den Kopfjägern.

Rucca, der Häuptling der Trumai-Indianer, in deren Nähe sich das Expeditionslager befindet, hat außer Rifland noch nie Weiße gesehen.

Dr. Reinhardt aus Berlin hat sich der Expedition angeschlossen, um zoologische Studien durchzuführen. Seiner guten Laune und seinem trockenen, unverwüstlichen Humor kann auch die Gefangenschaft nichts anhaben.

Professor Higgins ist der Anthropologe des wissenschaftlichen Stabes der Expedition. Er gehört zu den Gelehrten, die bereit sind, ihr Leben für wissenschaftliche Ziele einzusetzen.

Windu ist ein junger Bakairi-Indianer mit außergewöhnlichen Fähigkeiten. Glänzende Fähigkeiten, Zuverlässigkeit und einnehmendes Äußeres heben ihn weit über seine Stammesgenossen hinaus. Er gleicht in manchem so sehr einem Traumbild aus ihrer Jugendzeit, dass ihn die Gefährten Riflands mitunter scherzhaft *Winnetou* nennen.

Winnetou und die Huanakuna

Den Todeslagunen entronnen

Unser Außenbordmotor begann zu *husten*, wie es Kapitän Corunha nannte.

„Er wird gleich absterben“, sagte der junge Offizier und wandte sich dem am Steuer sitzenden Mischling zu. „Benedicto, du hast geschworen, dass wir noch genügend Benzin haben, um die Stromschnelle zu passieren. Ich bin neugierig, welchen Eid du jetzt leisten wirst!“

„Ich schwöre, dass wir jetzt paddeln müssen, Capitão“, erwiderte der Caboclo¹ grinsend.

Wir waren alle guter Dinge, denn wir hatten ein böses Abenteuer gut überstanden und obendrein Hitchkin und seinen Diener aus der Giftgaszone der Todes-Lagunen herausholen können, ohne dass ein Mensch sein Leben verloren hatte. Allerdings verspürten wir noch immer die Wirkung der eingeatmeten Dämpfe. Vor allem war keiner von uns kräftig genug, um eine längere Tour zu rudern. Wir suchten daher nach einem geeigneten Landeplatz, um im Schatten einige Zeit zu rasten. Dies konnten wir umso eher tun, da anzunehmen war, dass Jack Blaß im Hubschrauber nach uns suchen würde. Sicherlich dachte er auch daran, uns ein Boot entgegenzuschicken.

Bald hatten wir eine Sandbank gefunden, an der wir anlegten. Taumelnd vor Müdigkeit warf sich jeder sogleich in

1 Caboclo: Waldläufer, spanisch-indianischer Mischling

den kühlen Sand, um im Schatten herabhängender Zweige auszuruhen. Dr. Hofer, Corunha und Combu schliefen sofort ein, während Jumuto und Benedicto vor sich hindösten. Jetzt erst, da die Anspannung nachgelassen hatte, zeigte sich die Ermattung.

Geraume Zeit mochte bereits vergangen sein, und die Ruhe hatte uns allen gutgetan, als Dr. Hofer verwundert das Ausbleiben des Flugzeugs feststellte. Während alle über die Ursache spekulierten, begann Jumuto, der Suya-Häuptling, der unser Gespräch nicht verstand, den schmalen Sandstreifen abzusuchen. Tatsächlich fand er bald einige Stellen, an denen Schildkröten ihre Eier vergraben hatten. Freudestrahlend forderte Corunha Combu auf, ein Feuer anzumachen.

„Wollen Sie sich die Füße wärmen?“, fragte ich.

Auch die anderen protestierten, denn über dem Fluss brütete dumpfe Hitze. Der junge Offizier aber ließ sich nicht beirren, holte die Pfanne aus unserem Boot, strich Fett aus einer Konservendose hinein und kündigte großspurig delikate Omeletts aus Schildkröteneiern an. Doch kaum verbreitete sich der sonst allgemein sehr geschätzte Duft dieses Gerichts, hatte jeder von uns das Gefühl, als würde sich ihm der Magen umstülpen. Dieser Widerwille gegen fette Speisen, eine Nachwirkung der eingeatmeten Giftgase, sollte noch lange anhalten.

Selbst Poseidon, dem Corunha den Leckerbissen hinhielt, schnupperte nur daran, zog dann den Schwanz ein und entfernte sich mit zurückgelegten Ohren.

Als sich sogar der wilde Jumuto vor Abscheu schüttelte, beförderte der Offizier die Omeletts mit großem

Schwung ins Wasser, wo sich die Fische darum balgten. Schließlich sagte er missmutig: „Wenn wir diese Appetitlosigkeit nicht wieder loskriegen, werden wir proviantsparende Leute.“

„Allzu große Vorräte werden wir trotzdem nicht ansammeln“, meinte Dr. Hofer. „Ich glaube, dass wir morgen schon umso mehr Appetit haben werden.“

„Das walte Gott, Doktorchen“, erwiderte der Kapitän. „Wozu hätte ich die Dose Huhn mit Curry-Reis für morgen aufgespart?“

„Was ist denn morgen Besonderes?“

„Morgen jährt sich zum achtundzwanzigsten Mal der Tag, an dem ich zur Welt kam.“

„Unglaublich!“, meinte Dr. Hofer. „Sie sind erst achtundzwanzig Jahre alt und schon Kapitän der brasilianischen Armee. Wie haben Sie das fertiggebracht?“

„Nichts einfacher als das. Ich habe mich einer Expedition angeschlossen, deren Führer mir bereitwillig die Lorbeeren überlässt. Er geht sogar noch weiter ...“

„Sie werden doch nicht behaupten wollen“, unterbrach ich ihn, „dass ich Sie je protegiert hätte! Diesmal zum Beispiel beabsichtige ich, Ihrer Dienststelle zu melden, dass Sie Omeletts aus Schildkröteneiern machen, die nicht einmal der Hund frisst.“

„Der Hund nicht“, erwiderte Corunha lachend, „aber die Fische ...“

In diesem Augenblick schlug ein taktmäßiges Geräusch an unsere Ohren, das unverkennbar von einem Motor kam.

„Das Boot!“, rief Benedicto.

„Rudert rasch hinaus und holt es herbei“, sagte ich zu ihm und zu Combu. Die beiden sprangen ins Boot und paddelten bis zur Flussmitte. Wir sahen, wie sie uns winkten. Nach kurzer Zeit bog ein mit zwei Personen besetztes und mit einem Außenbordmotor betriebenes Fahrzeug um die Flussbiegung und hielt auf uns zu.

Alviro, einer unserer Camaradas,² sprang an Land.

„Senhor!“, rief er schon von weitem ganz aufgeregt. „Ihr müsst sofort aufbrechen, im Lager ist der Teufel los. Ich werde euch alles während der Fahrt erzählen!“

„Nur nichts überstürzen, Alviro“, beruhigte ich den Caboclo. „Setz dich zu uns und erzähle dann, welcher Teufel jetzt wieder unser Lager unsicher macht.“

Es musste jedoch tatsächlich etwas Ernstes geschehen sein, denn der Mischling schien in seiner Aufregung nicht zu wissen, wo er beginnen sollte.

Er fuhr sich mit dem Handrücken über die schweißtriebende Stirn, holte tief Luft und stieß dann hervor: „Die Trumai haben das Lager überfallen.“

Das war eine alarmierende Schreckensnachricht. Im Nu waren alle auf den Beinen.

„Wer schickt dich?“, fragte ich den Caboclo.

„Senhor Blaß.“

„Warum ist er nicht mit dem Hubschrauber hergefliegen?“

„Der ist wieder einmal kaputt. Senhor Blaß will außerdem mit Windu das Lager verteidigen.“

2 Camarada: Dieser Begriff hat nur im übertragenen Sinn etwas mit Kamerad zu tun. Gemeint ist damit der bezahlte Weggenosse und Helfer.

„Habt ihr genügend Treibstoff mit?“, fragte ich Alviro, die anderen abwehrend.

„Ja, Señor, für beide Boote.“

Nach wenigen Minuten hatte ich folgende Einteilung getroffen: Doktor Hofer und seine beiden Patienten sowie die beiden Mischlinge sollten Alviros Boot benutzen. Der Außenbordmotor unseres Fahrzeugs, das zu den schnellsten der Expeditionsflottille gehörte, wurde rasch aufgetankt. Ich entschloss mich, mit Corunha, Combu und Alviro, der mir noch einiges zu berichten hatte, vorauszufahren. Auch den Suya-Häuptling nahm ich mit. Es schien mir sicherer, den Wilden, dessen Haltung unberechenbar war, in meiner Nähe zu haben. Er konnte unter Umständen als Geisel von Nutzen sein. Dr. Hofer sollte mit den Kranken langsam folgen.

Gleich darauf brauste unser Fahrzeug, von Combu gesteuert, mit Vollgas gegen die leichte Strömung des Rio Kuli-sehu.

Obwohl ich an dem aufgeregten Gehaben der Caboclos erkennen konnte, dass im Lager etwas Außergewöhnliches, wenn nicht Schreckliches geschehen sein musste, ließ ich sie dennoch nicht zu Wort kommen. Ich kannte diese Waldläufer. Ihr romanisches Temperament, noch mehr aber ihr Aberglaube, machte sie zu Übertreibungen geneigt. Ich sagte deshalb: „Lass dir Zeit, Alviro. Wir werden das Lager erst in vier Stunden erreichen und können bis dahin nichts unternehmen. Leg dir zurecht, was du mir erzählen willst, und denk daran, dass du alles so schildern musst, wie es wirklich war. Erst wenn wir die Stromschnelle hinter uns haben, will ich mit dir sprechen.“

Alviro schüttelte den Kopf und schwieg. Mein Verhalten schien ihm durchaus nicht verständlich zu sein.

„So viel Geduld und Zurückhaltung könnte ich nicht aufbringen“, sagte Corunha auf Englisch, um vom Caboclo nicht verstanden zu werden.

„Vielleicht liegt das daran, dass Sie ein Landsmann Alviros sind“, erwiderte ich.

„Richtig! Wir Brasilianer haben ein heißes Herz und sind deshalb zu impulsiv. Die Leute, deren Sprache ich mich im Augenblick bediene, sind dagegen allzu nüchtern. Ich glaube, am ehesten bringen die Deutschen es fertig, Herz und Verstand im richtigen Verhältnis anzuwenden.“

„Das ist sehr schmeichelhaft. Im Falle Alviro allerdings genügt ein wenig Erfahrung, um zu wissen, dass die Caboclos kaum imstande sein werden, einen Bericht abzugeben.“ Ich wollte noch einiges hinzufügen, doch Alviro konnte sein Schweigen nicht mehr durchhalten und fragte ungeduldig: „Senhor, darf ich jetzt berichten?“

„Nein, lass mich lieber fragen.“ Ich begann: „Du sagtest, die Trumai hätten unser Lager überfallen. Hast du das gesehen?“

„Nein, Senhor.“

„Wie hast du es erfahren?“

„Senhor Blaß hat mir aufgetragen, euch sofort entgegenzufahren und zu sagen, dass die Trumai unser Lager überfallen wollen.“

„Zwischen *überfallen haben* und *überfallen wollen* ist ein kleiner Unterschied, nicht wahr, Alviro?“

„Die Sache ist so, Senhor. Als wir abfuhrten, wollten die Trumai unser Lager überfallen, jetzt haben sie es wahrscheinlich schon getan.“

„Es ist möglich, dass die Trumai ihre Absicht kurz nach deiner Abfahrt ausgeführt haben. Ebenso gut kann es aber sein, dass sie mit dem Überfall noch warten.“

„Warum sollen sie warten, Señor, wo sie doch die Maru-Suya erledigt haben?“

„Was du nicht sagst. Die vierzig Trumai haben siebzig wilde, kriegerrische Suya niedergekämpft. Die waren aber tüchtig!“

„Die waren gar nicht so tüchtig. Windu hat ihnen dabei geholfen. Sie überredeten die Suya, sich zu einem Palaver im großen Gemeinschaftshaus zu versammeln. Dann warf Windu einige unserer Handgranaten mitten unter die Suya. Was dann noch flüchten wollte, wurde von den vergifteten Blasrohrpfeilen der Trumai erledigt. Es lebt kein einziger Suya mehr.“

Corunha, der aufmerksam zugehört hatte, sprang auf und rief: „Sie haben recht! Der Mann übertreibt nicht nur, sondern erzählt puren Unsinn. Erlauben Sie mir, dass ich eine Frage an ihn richte?“

„Aber natürlich.“

Daraufhin wandte er sich an den Caboclo und sagte im Befehlston: „Wenn du nicht sofort die Wahrheit erzählst, wirst du wegen Irreführung von Offizieren des Indianer-amtes eingesperrt. Ich frage dich jetzt: Hast du mit deinen eigenen Ohren gehört, dass Handgranaten geworfen wurden?“

„Ja, Senhor Capitão, ich habe es gehört.“

„So. Wie viele Handgranaten wurden geworfen?“

„An die zehn“, antwortete Alviro ängstlich.

„An die zehn, sagst du? Du lügst! Wir hatten nämlich nur noch sieben.“

„Kapitän“, unterbrach ich den Offizier, „es ist notwendig, dass auch Sie sich beruhigen. Auf drei Handgranaten soll es nicht ankommen, schließlich genügen auch sieben, um in einer Indianerversammlung den eben gehörten Effekt hervorzurufen.“

„Ich weiß zwar nicht, worauf Sie hinauswollen, Senhor“, erwiderte Corunha, „doch scheint es mir richtig, dem Unsinn mit Scherz zu begegnen. Ich werde Ihr Gespräch nicht mehr stören und mit Vergnügen zuhören.“

„Mir ist gar nicht zum Scherzen zumute. Auch halte ich das Ganze keineswegs für vergnüglich.“

Corunha machte ein erstauntes Gesicht. „Sie wollen doch nicht ernsthaft diese Gräuelnachricht für wahr halten!“

„Warum nicht? Massaker sind schließlich nicht nur unter Kulturvölkern üblich. Auch südamerikanische Indianer pflegen ihre Probleme auf diese Weise zu lösen.“

„Die Art, wie Sie Alviro ausfragten ...“

„... war die richtige, um rasch zu einem klaren Bild zu kommen“, unterbrach ich ihn.

In diesem Augenblick rief Alviro flussaufwärts zeigend: „Ein Kanu mit Indianern kommt uns entgegen!“

Auch Jumuto hatte das Fahrzeug bemerkt. Auf die Entfernung waren Einzelheiten noch nicht zu erkennen. Der

Häuptling beschattete mit der Hand seine Augen, blickte eine Weile stromaufwärts und sagte dann zu mir: „Ich glaube, dass es Maru-Suya sind!“

„Was sagt der Häuptling?“, fragte Corunha.

„Er meint, dass es Stammesgenossen von ihm sind, die uns da entgegenkommen.“

„Sicher sind es Suya“, warf Alviro ein. „Sie suchen ihren Häuptling, um ihm von der Katastrophe zu erzählen.“ Der Caboclo hatte bereits vergessen, dass er vor einigen Minuten berichtet hatte, dass alle Suya getötet worden seien.

Mit einem Blick durch den Feldstecher überzeugte ich mich, dass der Häuptling sich nicht geirrt hatte. Das Kanu wurde von fünf Suya-Indianern gerudert, die Kriegsschmuck trugen. Zweifellos waren sie auf der Suche nach ihrem Häuptling. Wenn sie diesen bei uns antrafen, konnte es durch ein Missverständnis zu Feindseligkeiten kommen.

Da der Fluss dort, wo wir uns befanden, eine Windung machte und wir im Schatten der hohen Ufervegetation fuhren, mussten wir für die Suya einige Zeit außer Sicht kommen. Ich nutzte diese Situation und befahl Combu, das Boot ans Ufer zu lenken.

„Warum das?“, fragte Corunha. Auch Jumuto wollte wissen, weshalb ich plötzlich den Kurs änderte.

Dem Häuptling erklärte ich: „Da nicht feststeht, ob die Herankommenden Suya oder Trumai sind, musst du dich so lange verstecken, bis wir Gewissheit haben.“

„Warum sollte ich mich vor den Trumai verstecken?“

„Den Grund wirst du später erfahren.“ Bei diesen Worten griff ich nach meiner Maschinenpistole und richtete

den Lauf, so wie ich es schon einmal getan hatte, auf ihn. „Jumuto“, sagte ich, „du kennst dieses Feuerrohr. Füge dich, oder ich lasse das Puckpuck sprechen.“

„Vor einer Stunde hast du erklärt, ich sei nicht mehr dein Gefangener“, grollte er.

„Sobald wir in unserem Lager sind, bist du frei, Jumuto.“

Wir hatten bald eine geeignete Stelle für mein Vorhaben gefunden. Combu wurde beauftragt, den Suya-Häuptling zu bewachen. Beide stiegen an Land, um dort versteckt auf unsere Rückkehr zu warten. Ich machte Jumuto klar, dass er sich unbedingt ruhig verhalten müsse, denn mit dem *schwarzen Mann* sei nicht zu spaßen. Dieser würde ihn bei dem geringsten Anlass ebenso in Fetzen schießen, wie ich es damals mit dem toten Alligator getan hatte.

Jumuto schwieg und fügte sich.

All das war in Eile geschehen. Wenige Minuten später war unser Boot wieder in Fahrt und kurz darauf kam das Kanu in Sicht.

Die herannahenden Suya hatten den Außenbordmotor natürlich schon längst gehört, dessen Geknatter ihnen nicht mehr neu war und den sie Tseptsep nannten. Den Indianern war auch bekannt, dass Jumuto am Morgen dieses Tages mit mir im Tseptsep flussabwärts gefahren war. Es blieb noch die Frage offen, ob sie auch von dem Vorhaben ihres Häuptlings wussten, uns in die Todeslagunen zu locken. In diesem Fall mussten wir, die wir gesund zurückgekehrt waren, mit einer feindlichen Einstellung rechnen.

Als sie uns erneut sahen, setzten die Suya mit dem Paddeln aus und ließen das Boot treiben. Sie schienen sich

über die Art, wie sie uns begegnen sollten, nicht schlüssig zu sein.

„Was wird jetzt geschehen?“, fragte Corunha.

„Das werden wir in den nächsten Minuten erfahren“, erwiderte ich.

„Ich glaube, wir tun gut daran, sie nicht ganz heranzulassen. Sie haben keine Ahnung von der Wirkung unserer Waffen und es könnte ihnen einfallen, uns mit ihren Giftpfeilen zu beschießen.“

Doch plötzlich erhob sich ein Indianer im Kanu, positionierte sich im Bug und setzte einen Pfeil an die Sehne.

„Da haben wir’s“, rief Corunha. „Oder soll das etwa die übliche Begrüßung sein?“

„Was denn sonst? Glauben Sie, der Indianer würde mit solch einer Pose *einen scharfen Schuss* ankündigen?“

Nun ließ der aufrecht im Kanu stehende Suya den Pfeil so abschwirren, dass er wie ein Gleiter über das Wasser sprang und knapp vor unserem Bug schwimmend liegen blieb.

Wir hatten den Motor abgestellt und das Fahrzeug mit den Paddeln in der leichten Strömung gehalten. Es genügten ein paar Schläge, und ich griff den Pfeil aus dem Wasser. Ich erhob mich, hielt den Pfeil über meinen Kopf und rief: „Chorra Suya! Chorra Karaiba!“³

Sofort kam von der Gegenseite der gleiche Ruf zurück. Wir hatten uns begrüßt und gesagt, dass wir einander nicht feindlich gesinnt sein wollten. Langsam trieb das Kanu näher. Trotz aller Beherrschung sah man seinen Insassen

3 Chorra Karaiba: Mit *Chorra* wird das Gute bezeichnet. Bei der Begrüßung wird es als Versicherung der Freundschaft verwendet. *Karaiba* bedeutet *die Fremden*.

die Erregung an, die das Geschehnis – daran war nun nicht mehr zu zweifeln – verursacht hatte. Der Bogenschütze blieb stehen, musterte jeden einzelnen von uns und rief dann: „Wir suchen Jumuto, den Häuptling der Suya!“

„Er ist nicht bei mir, wie du siehst“, antwortete ich.

„Weißt du, wo er ist?“

„Ich glaube ja, er kommt in einem anderen Boot hinter uns nach.“

„Er ist doch in diesem Tseptsep mit dir gefahren?“

„Jetzt fährt er in einem anderen Boot. Wir werden euer Kanu an unseren schnellen Tseptsep hängen und euch zu ihm bringen. Wollt ihr das?“

Daraufhin wandte sich der Sprecher seinen Stammesgenossen zu und teilte uns nach kurzem Wortwechsel mit, dass die Suya über meinen Vorschlag beraten wollten. Anscheinend trauten sie dem ratternden Tseptsep ebenso wenig wie uns selbst. Sie hatten sich mit ihrem Kanu ein Stück entfernt, und an ihrem Gehen war deutlich zu erkennen, dass es ihnen nicht leichtfiel, sich zu einigen. Endlich ruderten sie heran. Der Sprecher erhob sich wieder und fragte: „Willst du uns zu Jumuto, unserem Häuptling, bringen?“

„Ja.“

„Bist du ein Freund Jumutos?“

„Noch nicht, aber ich glaube, dass wir bald Freunde sein werden.“

„Allo! Wie wird uns dein Tseptsep ziehen?“

„Das ist sehr einfach.“

Ich warf den Indianern eine Leine zu, die einer von ihnen an einem Querholz festband.

Als wir uns in voller Fahrt befanden, glänzten die Augen der Suya vor Freude und Überraschung. Das Erlebnis, in einem Boot zu sitzen, ohne selbst zu rudern, und doch mit vierfacher Geschwindigkeit durch das Wasser zu fahren, war so beeindruckend, dass die Naturmenschen im ersten Moment den unerfreulichen Zweck ihrer Fahrt vergaßen.

Ich informierte nun Corunha, der bereits ungeduldig wartete. Dann fragte der Offizier: „Was werden Sie den wilden Burschen erzählen, wenn diese ihren Häuptling auch bei Dr. Hofer nicht finden?“

„Ich werde ihnen sagen, dass Jumuto mit jenen zwei Suya, die den Amerikaner knapp vor den Todeslagunen verlassen hatten, aus einem mir unbekannten Grund auf der Flussinsel zurückgeblieben ist.“

„Und wenn sie unsere Absicht, sie loszuwerden, erkennen? Was dann?“

„Dann setzen wir unsere Fahrt wie bisher mit Vollgas fort. Den motorisierten Booten können sie nicht folgen.“

Nach einer halben Stunde stießen wir auf die Boote Dr. Hofers. Die Suya blickten suchend zu den Fahrzeugen hinüber und waren erstaunt, Jumuto auch hier nicht zu sehen.

Beim Heranfahen hatte ich dem Arzt den Sachverhalt zugerufen und ihn aufgefordert, mit irgendeiner Erzählung eine Antwort vorzutäuschen.

Der Sprecher der Suya fragte jetzt: „Wo ist Jumuto?“

„Ich habe den Arama⁴ gerade gefragt, was aus eurem Häuptling geworden ist. Nun höre ich, dass Jumuto in der Nähe der Flussinsel mit zwei Suya zusammengetroffen

4 Arama: Weißer

ist und mit deren Kanu die Heimfahrt angetreten hat. Der Tseptsep dieses Arama ist schneller gefahren als dieses Boot. Wenn ihr also weiter flussabwärts fahrt, werdet ihr auf euren Häuptling stoßen.“

Wieder folgte eine kurze Beratung unter den Suya, dann schlugen sie vor, ich möge sie mit meinem Tseptsep weiterschleppen.

Ich erklärte ihnen, dass dies nicht möglich sei, da das Tseptsep rasch müde würde und wir selbst froh wären, wenn wir die Stromschnelle noch überqueren könnten.

Mit einem flüchtig hingeworfenen *Chorra* zogen die Suya ab.

Froh über den guten Ausgang wendeten wir und nahmen Jumuto und Combu wieder an Bord. Erbost fragte der Häuptling, warum ich ihn vor seinen Kriegern versteckt hätte und wohin diese gefahren wären. Ich erklärte ihm, dass er im Lager noch alles rechtzeitig erfahren würde und dass alle Fragen zwecklos seien. Missmutig fügte sich der Häuptling schließlich in die Situation, setzte sich auf seinen Platz und schwieg.

Mittlerweile hatte uns das Boot von Dr. Hofer eingeholt. Nun brausten wir mit Vollgas den Kulisehu aufwärts. Aufgrund der Schleppplast fiel Dr. Hofers Boot bald wieder zurück, sodass wir allein unserem Ziel zustrebten.

*

Kapitän Corunha meinte, wir müssten damit rechnen, dass unsere Fahrt noch einmal unterbrochen würde. Schließlich

mussten wir noch die Mündung jenes Wasserarmes passieren, an dessen Ufer weiter landeinwärts die Suya siedelten.

„Jene Stelle könnte sehr unangenehme Zwischenfälle bringen“, meinte er.

„Ich glaube kaum“, entgegnete ich, „dass wir noch auf die Suya stoßen werden. Der größte Teil der Krieger Jumutos befand sich im Lager der Trumai. Er wird dort sicherlich mit seiner ganzen Streitmacht aufmarschiert sein, da er doch die Absicht hatte, nicht nur unser Lager zu überfallen, sondern auch die Trumai zu unterwerfen. In der Suya-Siedlung werden also außer Frauen und Kindern nur ein paar alte Männer und eine kleine Wachmannschaft zurückgeblieben sein. Trotzdem stimme ich Ihnen zu, dass Vorsicht geboten ist. Knapp vor der Mündung macht der Fluss, wenn ich mich richtig erinnere, einen scharfen Knick. Dort werden wir die Fahrt unterbrechen und versuchen, uns über die Lage zu informieren.“

Der Motor sang weiter sein eintöniges Lied. Nach einer Weile sagte Corunha: „An der Akademie⁵ sprachen die Vortragenden oft von den blutigen Kriegen, mit denen die Dschungelstämme einander immer wieder dezimieren. Wir hatten keinen Grund, an der Wahrheit dieser Darstellungen zu zweifeln, doch konnten wir uns manches Mal des Gefühls nicht erwehren, dass sie übertrieben waren. So kann ich es auch jetzt nicht glauben, dass die Trumai ihre Nachbarn bis auf den letzten Mann abgeschlachtet haben. Sollte diese unfassbare Nachricht tatsächlich wahr

5 Akademie: Gemeint ist die Schule zur Ausbildung der Indianerkommissare.

sein, werden wir die Schuldigen empfindlich bestrafen müssen!“

Corunha hatte sich richtig in Rage geredet. Wie schon so oft sah ich mich auch diesmal genötigt, seinen Eifer zu dämpfen.

„Es scheint Ihnen, lieber Kapitän, die Idee einer Strafexpedition gekommen zu sein, wie sie die Vorschriften des Kolonialdienstes in solchen Fällen oft genug anordnen. Sie müssten also über das Dorf der Trumai herfallen, deren Hütten niederbrennen und möglichst viele der Indianer ins Jenseits befördern, mit anderen Worten: ein Exempel statuieren. Sie würden die begangene Gewalttat mit einer neuerlichen beantworten. Ich fürchte aber, die Trumai würden ihre Bestrafung gar nicht als solche empfinden. Ganz einfach, weil ihnen der Sinn hierfür fehlt. Rucca, der Häuptling der Trumai, ist nämlich überzeugt, eine großartige Tat vollbracht zu haben. Sie erinnern sich, dass die Suyu ausgezogen waren, um die Trumai zu unterwerfen. In dieser Bedrängnis haben sich die Trumai eben ihrer Haut gewehrt und die Suyu gleich so gründlich vom Hals gehalten, dass sie in dieser Generation keine weitere Bedrohung mehr zu befürchten haben. Wollen Sie die Trumai also dafür bestrafen, dass sie das Gesetz des Dschungels befolgt haben? Ganz abgesehen davon, dass es Ihnen schwerfallen würde, diese unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt durchzusetzen, sehe ich die Hauptaufgabe Ihres zukünftigen Amtes als Indianerkommissar nicht in der Bestrafung von Kriegszügen, sondern in deren Verhütung.“

„Richtig, sehr richtig! Tatsächlich wollten wir ja auch verhüten. Was ist aber geschehen? Es waren unsere Handgranaten, die den Indianern das Massaker ermöglichten. Wir müssen aus diesem schrecklichen Ereignis die Lehre ziehen, dass die Zivilisation nicht unvermittelt in das Denken der Naturmenschen eindringen darf.“

„Und noch etwas! Unser *Winnetou* ist doch ein Produkt Ihrer Lehren. Sie selbst sagten, dass er es wie kein anderer versteht, Nutzen aus dem kulturellen Fortschritt zu ziehen, ohne ihm zu verfallen, und dass er ein naturhafter, dem Edlen zugetaner Indianer geblieben ist. Doch gerade er hat die Handgranaten geworfen!“

„Sicherlich hat er es in der Überzeugung getan, den Gesetzen des Dschungels gehorchen zu müssen. Wir können leider nichts anderes tun, als das Geschehen zu bedauern, das durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände eingetreten ist, und dass es uns versagt blieb, es zu verhindern.“

Wir saßen schweigend im Boot, nur das Rauschen der Bugwelle war zu hören. Jeder schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein. So verstrich die Zeit, und bald näherten wir uns jenem Flussbogen, von dem ich zu Corunha gesprochen hatte.

Ein Kanu kam in Sicht. Es wurde von einem Indianer gerudert, der weder Kopfschmuck noch Bemalung trug.

„Das ist Gen!“, rief Jumuto. „Ihn hat wieder einmal der böse Geist gepackt, er ist ein Limbu.“⁶

Diese Begegnung war unvermeidlich. Ich war gespannt, ob der Irre irgendetwas von den Ereignissen im Lager

6 Limbu: ein Geistesgestörter, eine Art Dorftrottel

andeuten würde. Möglicherweise nahm Jumuto ihn gar nicht ernst.

Wir fuhren an das Kanu heran. Als der Limbu uns Weiße sah, erschrak er sehr und wollte fliehen. Wir holten ihn rasch ein, griffen nach seinem Kanu und zogen es an unser Boot heran. Ängstlich zitternd saß der Limbu in seinem Kanu.

„Er kann nicht sprechen und auch nicht hören“, sagte Jumuto. „Wir müssen ihn zurückbringen. Können wir ihn mitziehen?“

Damit war ich einverstanden. Während wir wieder fuhren, kümmerte sich der Häuptling nicht weiter um den Taubstummen. Mich aber brachte der Zwischenfall auf eine Idee, die ich vorerst für mich behielt.

Nach einigen beredten Blicken sagte Corunha: „Es ist zum Verzweifeln mit den Indianerdialekten, sie sind so schwer zu erlernen. Ich ärgere mich jedes Mal, wenn ich so verständnislos zusehen muss.“

„Das heißt, Sie hätten gerne gewusst, was es mit diesem Indianer für eine Bewandnis hat. Er ist taubstumm“, erklärte ich, „und scheint sich öfter auf Irrfahrten zu begeben. Der Häuptling bat mich, ihn mitzunehmen.“

„So ist es also“, äußerte Corunha gedehnt. Offensichtlich hatte er eine Sensation erwartet. „Ein Glück, dass der Bursche nicht sprechen kann.“

„Warum?“

„Weil er Jumuto sonst verraten hätte, was geschehen ist.“

„Das ist zweifellos ein Vorteil. Jedoch können auch wir von ihm nicht erfahren, wo sich die Suya jetzt befinden.“

„Wäre es nicht besser, den Indianer an Bord zu nehmen und das Kanu, das uns doch nur belastet, treiben zu lassen?“

„Im Gegenteil, das Fahrzeug kam wie gewünscht. Wir werden jetzt den Motor abstellen und paddeln.“

„Daran dachte ich auch schon. Mit dem Motor kündigen wir uns ja schon von weitem an. Wahrscheinlich hätte auch der Taubstumme rechtzeitig Reißaus genommen. Wozu soll uns das Kanu nützen?“

„Vielleicht ist es nötig, Jumuto als Parlamentär zu entsenden. Nur er kann die aufgehetzten und sicherlich besonders kampflustigen Suya vor unseren Waffen warnen.“

Der Motor wurde abgestellt. Als Jumuto mich fragend ansah, sagte ich, der Tseptsep sei müde und könne nicht mehr weiter. Wir müssten zu den Paddeln greifen. Das taten wir nun auch und zogen kräftig die Ruderblätter durchs Wasser.

Nach einer halben Stunde erreichten wir die Flussbiegung, an deren westlichem Ufer sich eine tiefe Einbuchtung entlangzog.

Wir steuerten einen markanten Baum an, der den Uferdschungel weit überragte. Wir landeten und schlugen uns mit Haumessern durch das Pflanzengewirr bis zu seinem Stamm durch. Combu sollte den Wipfel erklettern, von dem aus zweifellos die gesamte Bucht zu überblicken war. Wir halfen ihm bis zu den ersten Ästen, dann war Combu im dichten Blätterwerk verschwunden.

Nach kurzer Zeit kam der Neger wieder herunter. Ganz aufgeregt berichtete er in seinem Kauderwelsch: „Gleich

nach dem Bogen des Flusses habe ich viele Kanus gesehen, alles Indios mit Federgeschmuck. Alles macht sich fertig für einen großen Krieg. Wenn wir bis dorthin fahren, wo der Fluss eine Knacks macht, dann sehen uns die Indios. Aber macht nix. Wir machen Brrrr und alles ist weg.“

Weiter meldete Combu, dass die Kanus an der Einmündung des Flussarmes stünden und er glaube, nur einen Teil der Kriegsflotte gesehen zu haben. Ob es sich um Trumai oder um Suyu handelte, konnte er nicht sagen.

Ich wandte mich an Jumuto und fragte: „Hast du in deinem Tapui⁷ viele Krieger zurückgelassen?“

Der Häuptling überlegte lange, dann redete er so um den Brei herum, dass ich erkannte, dass er mich absichtlich im Unklaren lassen wollte. Er gab jedoch zu verstehen, dass er gerne Combis Beobachtung gewusst hätte.

Ich entschloss mich nun, meinen früher gefassten Plan durchzuführen, und sagte zu dem Häuptling: „An der Einmündung des Wasserarmes haben sich einige Kanus mit Suyu-Kriegern versammelt. Du musst wissen, dass es zwischen den Suyu und den Trumai Kampf gegeben hat.“

Ein Lächeln zog über Jumutos Gesicht und selbstbewusst sagte er: „Wenn es zwischen den Suyu und den Trumai Kampf gegeben hat, dann sind die Trumai vernichtet.“

„Wenn du es sagst, wird es so sein. Dann haben aber die Suyu auch unser Lager überfallen.“

„Das ist möglich“, sagte Jumuto noch immer lächelnd. „Dir wird nichts geschehen, denn du hast mich geschont.“

7 Tapui: Dorf, Ansiedlung, auch oci tapui

Einige deiner Sachen werde ich dir zurückgeben, auch ein Tseptsep sollst du haben. Nur den Schwarzen ...“ Er meinte Combu. „... behalte ich. Von ihm möchte ich den Kampf lernen, bei dem man auf einem Fuß hüpft und den Gegner mit dem anderen weit wegschleudert.“

„Du bist sehr großmütig, Jumuto, und vergisst, dass nur das geschehen wird, was ich sage.“

„Solange du mich in deiner Gewalt hast, magst du recht haben. Sobald ich aber bei meinen Kriegeren bin, befehle ich, und sie gehorchen mir.“

„Darauf wollen wir gleich eine Probe machen. Du wirst jetzt das Kanu des Limbu nehmen und deinen Kriegeren entgegenfahren. Sobald du sie siehst, gibst du ihnen den Befehl, sofort zu ihrem Tapui zu fahren und auf dich zu warten. Wir werden mit unserem Boot hinter dir sein, aber in einiger Entfernung, sodass wir nicht gesehen werden können. Wenn du nicht tust, was ich dir gesagt habe, lassen wir unsere Feuerrohre sprechen.“

„Das will ich gerne tun“, sagte Jumuto erleichtert. Der Auftrag kam ihm gelegen, da er den wahren Sachverhalt ja nicht kannte und er sich vor allem mit seinen Kriegeren vereinigen musste. Das andere, insbesondere die Möglichkeit, uns im Dschungel aufzulauern, würde sich dann schon finden.

Combu bestieg wieder den Baum, um zu beobachten, ob sich die Suya tatsächlich zurückzogen.

Langsam ruderten wir zu einer in den Fluss hinausragenden Baumgruppe und hielten dort. Nachdem ich Jumuto seine Aufgabe noch einmal eingeschränkt hatte, nahmen

Corunha und ich die Maschinenpistolen zur Hand und hielten sie demonstrativ schussbereit in den Händen.

„Also los“, befahl ich Jumuto.

Der Häuptling fuhr eine kurze Strecke flussabwärts und hielt in den Fluss hinaus, sodass er von den Kanus aus gesehen werden musste.

Sofort erhob sich wildes Kriegsgeschrei. Jumuto zögerte einige Atemzüge lang. Dann schien er die Situation jedoch erkannt zu haben, denn er erhob sich, winkte den Fluss hinauf und zeigte dabei auch zu uns herüber. Er griff zu seinem Paddel und begann, mit voller Kraft zurückzurudern.

Eine Ahnung stieg in mir auf. Ich rief Alviro, der dem Heck am nächsten saß, zu: „Rasch, wirf den Motor an!“

Doch Alviro, der aus irgendeinem Grund Angst bekommen hatte, übersah in seiner Hast das Querholz, stolperte und fiel über Bord. In aller Eile zog ich ihn mit Corunhas Hilfe über den Bootsrand, sprang zum Motor, warf ihn an, übergab Alviro die Pinne und befahl ihm, auf das Boot Jumutos zuzuhalten.

Auf dem sonnenüberglänzten Wasserspiegel begann sich eine Tragödie anzubahnen.

Hinter der Baumgruppe, die uns die Sicht auf den Fluss verdeckte, schoss ein Kanu hervor, ein zweites und ein drittes folgten. Im ersten Fahrzeug, vorne im Bug, stand Rucca, der Häuptling der Trumai, mit schussbarem Bogen und gespanntem Pfeil. Er zielte auf Jumuto.

„Rucca!“, rief ich ihm zu. „Nicht schießen!“

Es war zu spät. Schon sauste der Pfeil durch die Luft und bohrte sich in den Rücken des wie besessen rudern-